

II. Bali, 1996

Auf dem Rollfeld von Denpasar machen wir unseren ersten Schritt ins Freie und rein in den Backofen. Zunächst fasziniert von der brutalen Hitze, nimmt meine Begeisterung rapide ab, weil das weder Witz noch Heißluft der Turbinen ist, sondern Dauerzustand. Für einen Moment sehne ich mich zurück. In die engen Sitzreihen, zu den Plastikbechern, den zuvorkommenden Stewardessen, zurück in den Mutterleib aus Stahl und Flügeln mit seiner klimatisierten Fruchtblase. Doch dieser Traum ist geplatzt, als die Ansnallzeichen erloschen sind. Jetzt werden wir die Fluggasttreppe hinunter geschoben. Wie Gestrandete, die an Land gespült werden, wie Strafgefangene, die nach langer Haft endlich frei, endlich zurück in die Welt, endlich ins Leben entlassen werden. Noch zwei Stufen, dann ist es so weit. Touchdown. Ein kleiner Schritt für meine Turnschuhe, ein großer für uns.

Während wir das Rollfeld entlanglaufen, ist es nicht nur drückend heiß, sondern auch furchtbar hell. Die ersten Schweißstropfen laufen an mir herab, und es werden nicht die letzten sein. Vor uns öffnet sich eine Glastür. Erschöpft erreichen wir Rettung von kurzer Dauer im klimatisierten Flughafengebäude. Die kühlen

gefliesten Gänge führen, den stummen Hinweisschildern folgend, zur »Immigration«. Erster Empfang ist eine endlose Schlange vor den Glaskästen, in denen die Offiziellen sitzen. Regungslose Männer in dunkler Uniform. Streng, genau und autoritär prüfen sie die Daten und Pässe der Neuankömmlinge. Wem wird Einlass gewährt? Wem nicht?

Irgendwann sind wir an der Reihe. Konzentriert und demütig treten wir heran, um vorzusprechen. Und werden überrascht. Der Mann in Uniform ist nett. Wir plaudern ein paar Sätze, erhalten die besten Wünsche, Glück und frohe Fügung sowie den ersehnten Stempel, den unumstößlichen Beweis für unsere Mission.

Wir laufen weiter, nehmen unser Gepäck vom Band, schreiten zum Ausgang. Vor dem Gebäude: Chaos in Reinform. Kofferträger, Reiseagenten, Familienwiedersehen, Putzkolonnen, Marktschreier. Menschen hetzen hin und her, rufen durch die Gegend und wir stehen mittendrin. Auf der Stelle werden wir von einem kleinen, hektischen Mann abgegriffen, vorangeschoben und in ein Taxi verfrachtet. Wir leisten keine Gegenwehr.

Unser Fahrer ist eine Frohnatur mit schwarzem Haar. Seine Augen leuchten. Spielerisch sondiert er unsere Gesichtsfarbe (weißer als weiß) und Herkunft. Er lacht dabei, weil er sich freut, dass zwei deutsche Jungs den weiten Weg in seine Heimat geschafft haben. Ich hänge erschlagen hinten drin und versuche den flinken, merkwürdigen Satzbruchstücken zu folgen. Ein kindliches Englisch, ein Kauderwelsch mit komischen Wörtern, die verschiedene Bedeutungen haben könnten oder frei erfunden sind. Der Sinn ist irgendwie herauszuhören, wobei man mehr eine Ahnung bekommt, was er meinen könnte, als tatsächlich zu verstehen, was er sagt. Es geht um eine günstige Unterkunft, Restaurants, Einkaufstipps und Geschichten über Land und Leute. Wir lauschen interessiert und antworten höflich.

Als der Redefluss abebbt, lehne ich mich auf der Rückbank zurück. Mit einer lang gezogenen Linkskurve verschwindet der

Flughafen aus den Rückspiegeln. Hinter den Scheiben rauscht die Welt vorbei. Und wir mitten rein. Staubige Straßen, überdimensionale Werbeplakate mit fremdem Aufdruck, Obststände und natürlich: Palmen! Alles ist anders. Alles ist neu, fremd, himmelblau und so voller Exotik, sodass wir auf jeden Bayer auf Rügen pfeifen, da nun zwei Kölner Studentenköpfe die Insel der Götter erobern. Vielleicht so unerfahren wie ein Fisch in der Wüste, sind wir echte Pioniere. Goldgräber und Abenteurer, fernab von Hamburg und Mallorca, von Pauschalreisen und den Heerscharen des Massentourismus. Bali, wir kommen!

Nach dreißig Minuten halten wir in einer Seitenstraße an einem Schild mit der Aufschrift »Kutakuta«. Die Unterkunft liegt im Herzen von Kuta. Mitten im Hexenkessel und umringt von Shops, Bars und rastlosem Treiben. Es gibt kaum Formalitäten beim Check-In, und nach hektischem Umrechnen der Wechselkurse, einigen wir uns – auf drei D-Mark die Nacht. Ein paar Schritte über einen Steinweg durch den kleinen Garten erreichen wir unser Heim. Die Hütte erstreckt sich über drei mal vier Meter. Kahle Wände und ausgestattet mit zwei Betten, Standventilator, schmuddeligem Bad und einer Veranda mit Bambus-Sesseln und einem Tisch davor. Wir sind da!

Die erste Stunde im Paradies verbringen wir im Bett. Abgedunkelt vegetieren wir vor uns hin und warten auf das Ende der großen Hitze. Zwischen uns spendet der Ventilator, von links nach rechts schwenkend, in regelmäßigen Abständen einen Hauch von Leben. Ein wunderbares Gefühl. Aber zu kurz, da es im Handumdrehen wieder der furchtbaren Hitze weicht und sich in die andere Richtung aufmacht. Dort erklingt wenig später ein erleichtertes Seufzen aus dem Nachbarbett. Auch Alex lebt. Noch, denke ich, während ich in meiner Ecke endgültig verrecke. Dann werde ich endlich wieder mit Leben benetzt und spüre die angenehme Kühle des Ventilators auf meiner Haut: Satte vier Sekunden lang.

Da sich keine Linderung einstellt, brechen wir auf zum Strand. Auf dem Weg gesellen sich zu den Temperaturen die Gerüche. Alle paar Meter ein anderer, ein neuer. Unbekannte Düfte, vergammelter Müll, furchtbarer Gestank, verpestete Luft. Nebeneinander, untereinander, durcheinander und ohne Platz für Sauerstoff – quasi das Gegenteil von frischer Bergluft. Kann man diese madige Schwüle ohne Gesundheitsrisiko inhalieren? Alex schweigt atemlos. Meine Lungen schreien nach einer frischen Brise, nach dem erlösenden Strand. Wir müssen weiter, um die nächste Ecke, wo irgendwo hinter der großen Hauptstraße das sandige Ziel der Ziele auf uns wartet. Dann kommt der Verkehr.

Wir bleiben stehen und starren ungläubig geradeaus.

Von überall stürmen laute Motorräder, knatternde Tuk-Tuks, brüllende Lastwagen und den deutschen TÜV verspottende Autos an uns vorbei. Alle hupen. Alle drängeln. Ab und an kommen Elefanten und Eselskarren dazu. Der Sicherheitsabstand liegt gemäß einer stummen Vereinbarung aller Teilnehmer bei genau einem Zentimeter. Das totale Chaos. Eines, in dem Unfallstatistiken sowie potenzielle Konsequenzen ebenso tabu sind wie eine Millisekunde Geistesabwesenheit. Wie um alles in der Welt lässt sich die andere Straßenseite erreichen? Wir setzen an, greifen uns am Arm – vielleicht jetzt – und springen schockiert zurück. Unmöglich.

Die Überquerung gelingt im vierten Anlauf. Wir blicken uns mit großen Augen an und lachen.

Also gut. Weiter geht's. Nur in Badeshorts und ohne Sandalen, hüpfenderweise von Schatten zu Schatten. Der Weg zum Strand auf den zarten Füßen der Zivilisation brennt. Unmenschlich! Niemand, der je auf glühenden Kohlen gelaufen ist, kann mich jetzt noch beeindrucken. Balis Straßen stellen jeden Hochofen in den Schatten. Ich blicke konzentriert zu Boden, auf der Suche nach einer schmerzfreien Möglichkeit, den nächsten Schritt zu platzieren.

»Eeeeh, Mistar. Mistar, mei frent.«

Ich schaue nach links in eine Bretterbude. Ein kleiner Mann grinst mich an. Dann eine Millisekunde Augenkontakt ... und er springt auf.

»Miiistar, oh Miiistar. I have veri gud, vääheri guud! Yu buy! Yu buy for guud luck, mei frrent!«

Dann hektisch von rechts: »Hello Sör, hello Sör. Yu like, yu like! Dhis is väri cheap, onli for you my frrent.«

Daneben völlig aus dem Häuschen: »Oh Sör, oh Sör. Mistar, yu like. I give väri speschal frrentship-price!«

»Yu come läta, I give yu!«

»I bring yu!«

Von hinten nähert sich: »Massasch, massasch! Exdra gud, my frrent. Full bodhi, onli five rupi.« Und in geheimnisvollem Flüsterton: »Äänd I mäke yu banana väri äppy my frrent!«

Äh ...? Ich drehe ich mich um und bin bereits umzingelt. Eine Horde wild grinsender Balinesen hat mich umstellt. In gebrochenem Englisch und diesem einzigartigem Akzent erzählt Madé von seinen handgefertigten Ketten. Ketut bietet selbst geschnitzte Holzkisten und Madé (der zweite) zieht an meinem Arm, weil er über leuchtende Plastikfiguren verfügt. Den Rest verstehe ich nicht genau: *T-Schörd, Sarong, Massasch, Budda, Mashrum, Ällefent, cool Dring*, immer *only for you my frrent* und *for gud luck* ...

Alex schüttelt Hände. Ich stehe auf einem Bein, weil jemand hartnäckig versucht, mir eine Sandale anzuziehen. Lustige Gesellen, die nicht locker lassen. Alle lachen, alle verkaufen, alle werden wir wiedersehen.

Irgendwann schütteln wir Sandalen, Halsketten und die aufgebrachte Menge ab und schlagen uns durch zum Strand. Kuta Beach und der Indische Ozean. Wasser so weit das Auge reicht. Dazu Wellen, die sich majestätisch auftürmen und in der Sonne glitzern, bevor sie wuchtig zusammenbrechen.

Nach ein paar Metern treffen wir einheimische Surfer, die Boards vermieten. Ohne im Traum daran zu denken, zu verhan-

deln, zahlen wir glücklich den Wochenpreis für zwei Stunden Brettmiete. Wir stürmen los, denn die Herausforderung wartet direkt vor unserer Nase. Alex war schon surfen, an der Nordküste von Spanien, eine ganze Woche lang. Er soll mein Lehrmeister sein, wird mir alles beibringen, was nötig ist, wird das Geheimnis lüften, wie man über's Wasser läuft. Es ist so weit. Wissbegierig höre ich die weisesten Worte meines Lebens:

»Du musst einfach da rauspaddeln und wie die anderen die Wellen surfen!«

Große Pädagogik. Wahnsinn, da ganzheitliches Lernen hier so nützlich ist wie Starkstrom im Kinderzimmer. Überfordert werfe ich einen Blick auf die überdimensionale Planke in meinen Händen. Dann schaue ich herum, sehe das Meer und die Surfer. Lockere Jungs in weiten Shorts, die wie selbstverständlich in den Wellen spielen. Zwanzig Meter entfernt trägt einer Wachs auf, befestigt die Fangleine an seinem Fuß, springt ins kühle Nass und legt sich auf sein Board, um mit ruhigen Armzügen aufs Meer hinaus zu paddeln. Auf seinem Weg steuert er geschickt um die Brandung herum. Er erreicht eine speziell ausgesuchte Stelle hinter der Brechungszone, wo das Meer spiegelglatt ist. Als wenn er es geahnt hätte, taucht dann genau dort ein kleiner Wasserhügel auf, der sich bereits ein paar Meter weiter draußen erhebt. Der Surfer dreht sich Richtung Strand und paddelt mit der herannahenden, noch flachen Welle los. Dann wird er angeschoben – die beiden verschmelzen nahezu – und behutsam von ihr mitgenommen. Kurz bevor sie bricht, hüpfert er auf seine Füße und fährt stehend in sie hinein. Er lenkt sein Board zu einer Seite und weiter die offene hellblaue Wand entlang. Dabei vollzieht er ein paar Kurven, bevor er zum Schluss über den Kamm steuert, sich auf sein Brett legt und zurück zum Ausgangspunkt paddelt, um auf die nächste Welle der Glückseligkeit zu warten. All das strahlt eine faszinierende Eleganz und Leichtigkeit aus. Ein akrobatisches Schauspiel, so intensiv, so überraschend, so mühelos, dass es magisch anzieht.

Eine verloren geglaubte Harmonie zwischen Mensch und Natur, zwischen Kraft und Anmut. Im Hier und Jetzt. Und *jetzt* bin ich an der Reihe.

Ich wate ins Wasser und lege mich bäuchlings auf die Planke. Zu weit vorne, denn anstatt elegant loszupaddeln, taucht die Brettspitze ins Wasser ein. Das bremst abrupt, katapultiert den hinteren Teil des Bretts in die Höhe und wirft mich vornüber. Ich robbe zurück aufs Board und lege mich diesmal weiter nach hinten. So ragt der vordere Teil weit aus dem Wasser heraus. Das ist zwar wenig effizient für das Vorankommen, aber es gelingt mir immerhin, mich auf der verdammt wackeligen Angelegenheit zu halten – zumindest im Liegen und bis die ersten Wellen kommen.

Was ein Kampf, was ein Spaß! Ich ringe mit Brett und Brechern und tauche unter und wieder auf. Die Wassermassen reißen mir das Board aus den Händen und wirbeln mich durch die Gegend. Von Harmonie und Leichtigkeit fehlt jede Spur. Und trotzdem, nach endlosem Kampf mit über hundert Wellen, die alle immer und genau über mir zusammenbrechen, schaffe ich es tatsächlich hinter die Brechungslinie. Ich bin fix und fertig, aber draußen.

Zeit zum Verschnaufen, denn hinter der mörderischen Impact Zone, dem Bereich, wo die Wellen einschlagen, breitet sich eine Oase der Ruhe aus. Das Wasser schaukelt auf und ab, um weiter vorne seine Energie zu entladen. Der Strand liegt etwa 60 Meter entfernt. Dahinter das tief grüne Tropenpanorama aus Palmen und Mangroven. Vögel zieren den Horizont und runden meine Postkartenaussicht ab.

Ich sehe andere Surfer auf schulterhohen Wellen reiten und brenne darauf, dasselbe zu tun, als plötzlich ein kleiner Wasserhügel genau auf mich zukommt. Hektisch drehe ich mein Brett und schlage auf das Wasser ein, um mit der Welle loszugleiten. Nichts geschieht. Kein Verschmelzen, kein Einswerden. Die Welle wandert gelassen unter mir hindurch, ohne dass mein Brett angeschoben wird. Während ich mich frage, warum ich nicht mit-

genommen wurde, drehe ich den Kopf, um gerade noch mitzukrie... *Wums!* Ein heftiger Ruck reißt mich weg und katapultiert mich kopfüber in eine Waschmaschine. Schleudergang. Als ich auftauche, bin ich wieder ganz vorne am Strand. Alles umsonst. Ich sammle das Brett über die Gummileine an meinem Knöchel ein und wate keuchend zurück ins brusttiefe Wasser. Die ganze Tortur noch mal von vorne.

Eine nicht nur lustige, unendlich kräftezehrende Ewigkeit später darf ich auf einen neuen Versuch hoffen. Diesmal ist die Welle steiler und nimmt mich mit, sodass ich erstmals an der hellblauen Wand kurz vor der Brechung heruntersehe. Geile Optik, schwungvolle Angelegenheit, aber jetzt bin ich fest entschlossen, aufzuspring... *Wums!* Der Koloss aus Wasser überschlägt sich, ohne zu fackeln, und rammt mich ungespitzt ins Wellental. Nächster Waschgang. Nächste Salzwasserspülung bis zum Strand.

Zwei Stunden später, alles in allem: weltbewegende Erfolgserlebnisse. Nach unbändigem Kampf von unendlicher Dauer gelingt es mir, hinter die Wellen zu paddeln, um dann beim Versuch, eine zu erwischen, weniger mit der Welle, dafür umso mehr mit der Brechung eins zu werden. Die Brandung zieht mich hoch, spuckt mich aus und schleudert mich zurück zum Strand. Irgendetwas stimmt hier nicht. Es ist unmöglich, in eine ruhige Gleitfahrt zu kommen, die mir genug Zeit bietet, auf die Füße zu springen. Aber egal, weil witzig. Ich probiere weiter, trinke literweise Salzwasser und lerne die unterschiedlichsten Spülgänge kennen. Kurz und lustig, schnell und heftig, schwindelerregend oder alles durcheinander.

Alex schlendert den Strand entlang und lacht. Unsere Erfahrungen sind ähnlich ausgefallen. Irgendwo zwischen durchwachsen und durchgewaschen. Wasser tropft aus meiner Nase. Nein, aus dem ganzen Kopf. Vom großen Stirnlappen, durch alle Nebenhöhlen bis zum Hypothalamus. Gut, Rom wurde auch nicht

an einem Tag erbaut, und das Meer und die Wellen zu verstehen, gar auf ihnen zu reiten, braucht seine Zeit. Hier lässt sich nichts erzwingen oder schnell erreichen, und der Kampf mit den Wellen macht uns zu Gladiatoren, egal ob aufrecht stehend oder ständig stürzend.

Wir hocken uns in den Sand, während sich der große helle Ball am Himmel langsam dem Horizont, den ewigen Weiten des Indischen Ozeans nähert und auf der Bühne davor die vielen kleinen Surfer mit den Wellen spielen. Als die Sonne untergeht, wird Bali in ein leuchtendes Farbenspiel aus zartem Gold und blutrotem Lila verzaubert. Ich trage, nicht ohne Stolz, mein Board zurück zu den bis über beide Ohren grinsenden einheimischen Jungs. Wild gestikulierend erklären sie mir, dass ich für eine Menge Unterhaltung am Strand gesorgt habe. Keine Überheblichkeit spricht aus ihren Augen, sondern das Wissen um die besondere Herausforderung beim Surfen, gepaart mit der Tatsache, dass ich irre lustig anzusehende Dinge in den Wellen fabriziert habe.

Wir albern herum und machen jede Menge Witze. Ich bekomme die entscheidenden Tipps und Tricks für den nächsten Tag. Madé (schon wieder einer) weiß: »Du musst am Süd-Peak surfen, dich in der Pocket positionieren, früher aufstehen, die Beine aufs Brett legen, weiter vorne liegen, um die Impact Zone herum padeln ...«

Ich nicke und verstehe kein Wort. Weil mein Hirn nur noch aus Salzwasser besteht. Aber morgen geht's weiter mit der nächsten Lektion Poseidons. Keine Frage: Ich will surfen!

Wir schleppen uns durch die länger werdenden Schatten zurück zu unserer Hütte. Duschen. Salz, Hitze und Erschöpfung des zurückliegenden Tags abwaschen, um ein in Vergessenheit geratenes Bedürfnis zu befriedigen: die Nahrungsaufnahme. Erschlagen und ausgehungert latschen wir durch die belebten Straßen, hören das unnachahmliche Kauderwelsch, werden mit *einzigartigen*

Angeboten überhäuft und kehren in eines der unzähligen Restaurants ein. Auf der Karte Gaumenschmaus mit lustigen Namen: Nasi Goreng, Gado Gado, Saté und Smothee. Wir verschlingen Berge und bestellen nach. Beim Essen sehen wir den Surfern auf dem Bildschirm in der Ecke zu. Wie sie große Wellen in der Röhre surfen. Dann kommt die Rechnung: 13.500 Rupien. Ungläubig zücke ich den Spickzettel und rechne um: 8 Mark und 82 Pfennig.

Wir laufen durch die Gassen, mitten im Geschehen, aber wie in Trance, zu erschöpft, zu überwältigt von allem. Also zurück in die Hütte. Zähneputzen, Licht aus und ab in die Kiste. Wo bin ich hier gelandet? Wo führt das hin? Die vergangenen Stunden geistern durch den Raum, mir fällt dieses ein, Alex jenes. Wir quatschen herum, kichern noch ein letztes Mal, bis später in der Nacht die Schläfrigkeit das Ruder übernimmt und Ruhe einkehrt. Was bleibt ist die Vorfreude – auf Morgen.

Der zweite Tag erwacht mit Freiheit. Wir können alles tun, und auch noch, was wir wollen. Die Luft ist klar und kühl und durchdrungen von den Düften der Blumen und Räucherstäbchen am frühen Morgen. Wir sind Teil der Exotik, gehören dazu und überlegen, was wir anstellen können. Durch die Läden von Kuta streunen, die Insel der Götter mit ihren Tempeln erkunden oder zurück zum Strand und in die Fluten springen. Erst mal frühstücken. Wir lassen den wässrigen Instantkaffee genussvoll hochleben, schmecken zum ersten Mal im Leben richtige Früchte und spüren, wie die warme Sonne durch die Palmen auf uns herab scheint. Frisch gestärkt geht's zum Strand, um unsere Mission fortzuführen. Wir treffen die einheimischen Surferjungs: High-Five und los!

Schon gelingt der Umgang mit der großen Planke etwas besser, aber ich bekomme weiter eine Menge Gelegenheit, über mich selbst zu lachen. Zumindest solange die Luft dazu reicht.

Wenn ich es ins Line Up schaffe, den Bereich hinter den Wellen, fühle ich mich wie ein echter Surfer.